

5 Biographie und Geschlecht

Wenn in der folgenden empirischen Studie Prozesse sozialen Wandels zwischen Frauengenerationen und die Bedeutung der Frauenbewegung für solche Wandlungsprozesse anhand biographischer Selbstauskünfte konkreter Individuen untersucht werden sollen, so steht diese Form der Annäherung an gesellschaftliche Realität zugleich in der Tradition der Frauenbewegung. Biographien als Zugang zur Lebenswirklichkeit von Frauen haben sowohl in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland als auch für eine sich etablierende Frauenforschung eine wichtige Rolle gespielt (5.1). In dem Maße, wie die Frauenforschung zunehmend ihre Methoden einer kritischen Reflexion unterzog, kam es jedoch auch zu Differenzierungen. Biographische Methoden wurden – nicht nur in der Frauenforschung – hinsichtlich ihres Verständnisses von ‚Biographie‘ hinterfragt, was zu konzeptionellen Klärungen führte (5.2).

Ein weiterer integraler Aspekt der – u.a. auch methodischen – Selbstreflexion der Frauenforschung betrifft das Verständnis der Kategorie ‚Geschlecht‘. Die Kritik an der Selbstverständlichkeit, mit der in Teilen der frühen Frauenforschung mit den Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ operiert wurde, führte zu einer weitreichenden Umorientierung und zur Suche nach empirischen Zugängen, in denen ein dichotomisierender Blick nicht von vornherein mit angelegt ist und die es erlauben, sich dem Phänomen ‚Geschlecht‘ rekonstruierend anzunähern. Hier haben biographische Zugänge von Neuem Bedeutung erlangt. Geschlecht als „biographische Konstruktion“ (Dausien 1998) zu analysieren, macht es möglich, mit verschiedenen Problemen einer sich im Unterschied zur Frauenforschung als Geschlechterforschung formierenden Forschungsrichtung (vgl. Maihofer 2004) produktiv umzugehen und einen empirischen Zugang zu ihren Fragen zu finden (5.3).

5.1 **Frauenbiographien: Das Verhältnis von Frauenforschung und Biographieforschung**

In den Anfängen der Frauenbewegung war die Auseinandersetzung mit Frauenbiographien von großer Bedeutung. Mit dem Slogan „Das Persönliche ist politisch“ verbindet sich das Programm, individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkt der Analyse struktureller Zusammenhänge zu machen. Schon für den Konstituierungsprozess der neuen westdeutschen Frauenbewegung war das Öffentlichmachen tabuisierter Themen wie Abtreibung und Gewalt anhand konkreter individueller Erfahrungen von Frauen ein wesentlicher Motor. Beispielhaft ist hier die Kampagne gegen den § 218 StGB, in deren Rahmen sich Frauen im Juni 1971 im „Stern“ öffentlich des Verstoßes gegen das Abtreibungsverbot bezichtigten (vgl. Schenk 1980: 87), sowie Alice Schwarzers „Der ‚kleine Unterschied‘ und seine großen Folgen“, das anhand von Interviewprotokollen „die Funktion der Sexualität bei der Unterdrückung von Frauen“ (Schwarzer 1975: 177) skandalisierte.

Die eigenen Erfahrungen, und damit noch stärker die Thematisierung von Biographien, waren wenig später auch Gegenstand der Consciousness Raising Groups. Besser als die deutsche Bezeichnung „Selbsterfahrungsgruppe“ bringt die englische Bezeichnung des aus den USA stammenden Konzepts zum Ausdruck, dass es in den Gruppen nicht nur um Selbstreflexion im engeren Sinne ging. Die Methode sah vor, auf der Basis von „Berichte[n] aus unserer eigenen Biographie“ und einer „Collage ähnlicher Erfahrungen aller anwesenden Frauen [...] zu einem Verständnis der sozialen Bedingungen, unter denen die Frauen leben, zu gelangen“ (Allen 1972: 66). Das Ziel war, eine Analyse der strukturellen Ursachen der geteilten Erfahrungen vorzunehmen und diese im Sinne einer Theoriebildung zu abstrahieren, um gesellschaftliche Veränderungen einzuleiten (vgl. Schenk 1980: 91). In den Worten von Ilse Brehmer liest sich das Programm folgendermaßen: *„In Selbsterfahrungsgruppen (consciousness raising groups) wird das individuelle Leiden den anderen mitgeteilt und als allgemeines Leiden erfahren [...]. Der gemeinsame Veränderungswunsch, verankert in der individuellen Biographie, führte zu unterschiedlichen Projekten“* (Brehmer 1982: 10; Herv. i. O.). Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Arbeit einzelner Gruppen diesem Anspruch in der Praxis gerecht werden konnte oder vielmehr angesichts einer Übermacht des Leidens in der Phase des „Selbstdarstellens eigener Gefühle und Erlebnisse“ (Schenk 1980: 92) stecken blieb. In jedem Fall hat die Praxis der CR-Gruppen eine Kultur der individuellen biographischen Selbstthematisierung etabliert, die in den Kontext der patriarchatskritischen Analyse gesellschaftlicher Strukturen eingebunden war. Umgekehrt kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie im Sinne von „Selbstdarstellung und Austausch von Erfahrungen mit anderen, in gleicher Weise durch

Unterdrückung und männliche Herrschaft betroffenen Frauen“ als „konstitutiv für die neue Form der Frauenbewegung“ (Kraul 1999: 456) betrachtet werden.

Ein anderes *politisches* Konzept der Frauenbewegung, das auf Biographien von Frauen fokussiert, ist das der Sichtbarmachung ‚weiblicher‘ Erfahrung und Lebensrealität. Literarische Autobiographien – Beispiele sind die vielgelesenen autobiographischen Romane von Verena Stefan (1975) und Anja Meulenbelt (1978) – und andere biographische Dokumente (z.B. Runge 1970; Schwarzer 1975) waren für die „Selbstverständigung“ (Holland-Cunz 2003: 143) der Bewegung von zentraler Bedeutung. Das zugrunde liegende politische Konzept des Sichtbarmachens weiblicher Biographien ist im Wesentlichen ein identitätspolitisches. So sieht beispielsweise Maria Mies (1982) in der (Wieder-)Aneignung der eigenen Geschichte und damit einer eigenen Identität eine Voraussetzung für die Befreiung von Frauen von ihrem Objektstatus. Diese Strategie ist sowohl eine individuelle als auch eine kollektive: *„Erforschung und Kenntnis der Geschichte ist notwendig zur Identitätsfindung. Diesen Satz beziehe ich sowohl auf die einzelne Frau als auch auf uns Frauen allgemein“* (Mies 1982: 54; Herv. i. O.).

Im Rahmen der beginnenden historischen Frauenforschung wurde zu einer großen Bandbreite von Themen (vgl. Frevert 1994) Geschichte als ‚Herstory‘ neu geschrieben. In diesen Zusammenhang fiel nicht zuletzt auch die Wiederentdeckung und Aneignung der ersten deutschen Frauenbewegung und damit auch der Biographien ihrer Protagonistinnen (vgl. z.B. Frevert 1986; Dalhoff et al. 1986).

Das Selbstverständnis vieler Frauenforscherinnen sah eine enge Verbindung zwischen Forschungsarbeit und Frauenbewegung, v.a. der aktiven Veränderung der Lebenssituation von Frauen vor. Dies spiegelt sich in Positionsbestimmungen wie den einflussreichen und umstrittenen „methodischen Postulaten zur Frauenforschung“ von Maria Mies (1984 [1978]) wider. Biographische Methoden boten sich in mehrerlei Hinsicht zur Umsetzung dieser Postulate an. Sie sollten es ermöglichen, einer als androzentrisch und positivistisch kritisierten Wissenschaft, die nur etablierte Sichtweisen reproduziere, eine *„Sicht von unten“* (Mies 1984 [1978]: 12; Herv. i. O.) gegenüberzustellen, ohne dabei Frauen zu bloßen Forschungsobjekten zu reduzieren. Biographische Methoden stellten eine Grundlage zur Verfügung, um die subjektive Perspektive stark zu machen gegen die Illusion von Objektivität und Wertfreiheit und damit bewusst einen Standpunkt der Parteilichkeit und Betroffenheit einzunehmen. Dabei sollte zugleich ein Bewusstwerdungsprozess sowohl auf Seiten der Forscherinnen als auch der Beforschten in Gang gebracht werden. So ließen sich biographische Methoden auch gut mit dem Konzept einer politisch engagierten Aktionsforschung kombinieren. Bezeichnenderweise führte Mies die Umsetzung ihrer Postulate exemplarisch an einem Aktionsforschungspro-

jekt aus, in dem mit biographischen Methoden gearbeitet wurde (vgl. Mies 1984 [1978]). Als feministischer Gegenentwurf zur herrschenden Wissenschaftspraxis und auf der Suche nach ‚weiblichen‘ Methoden mussten biographische Ansätze „geradezu als Königsweg ‚weiblicher Wissenschaft‘“ (Dausien 1994b: 131) erscheinen.¹

Mies' methodische Postulate wurden jedoch bald in mehrfacher Hinsicht der Kritik unterzogen. So verwies Christina Thürmer-Rohr auf den in erster Linie „politisch-moralische[n]“ (Thürmer-Rohr 1984: 72; Herv. i. O.) Charakter der Postulate, die sich nicht auf direktem Wege in die Praxis eines methodischen Vorgehens in konkreten Forschungsvorhaben übertragen lassen. Gerade in Projekten, die mit biographischen Interviews arbeiteten, beobachtete Thürmer-Rohr entsprechende Probleme: Die Identifikation der Forscherin mit der Interviewpartnerin auf der Basis einer abstrakten gemeinsamen Betroffenheit von Unterdrückungsstrukturen stieß an den in der Interaktion spürbaren Differenzen zwischen den konkreten Frauen schnell auf unüberwindliche Grenzen (vgl. Thürmer-Rohr 1984: 73f). Die Vorstellung, dass durch den Abbau der Asymmetrie im Verhältnis zwischen Forscherin und Beforschter „nun unter *Frauen* auf einmal alle Barrieren fallen könnten, daß das große Vertrauen und die schöne Schwesterlichkeit sich einstelle“ (Thürmer-Rohr 1984: 76; Herv. i. O.) entlarvt Thürmer-Rohr als eine Illusion und Überforderung der Forscherin. Die hohen Ansprüche der methodischen Postulate unterstellen eine Gemeinsamkeit unter Frauen, die jedoch noch Utopie sei und die – etwa durch Beziehungsarbeit – herzustellen Thürmer-Rohr nicht als Aufgabe der Forscherin betrachtet. Stattdessen nimmt sie eine Trennung von Forschung und Politik vor:

„[...] feministische Wissenschaft kann keine politischen Ziele erfüllen. Ihre Aufgabe und ihre Möglichkeit besteht darin, sich um eine möglichst sorgfältige, differenzierte und systematische Wiedergabe der Situation von Frauen – in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit – und um die Analyse und Erkenntnis allgemeiner Gesetzmäßigkeiten der patriarchalen Realität aus der Sicht von Frauen – in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit – zu bemühen“ (Thürmer-Rohr 1984: 77).

Noch weitgehender entzieht Thürmer-Rohrs These von der „Mittäterschaft“ von Frauen der Idee einer gemeinsamen Betroffenheit die Basis. Frauen können sich demnach nicht auf einen durchgängigen kollektiven Opferstatus im Patriarchat berufen, sondern müssen ihre Rolle bei der Aufrechterhaltung der Herrschaftsverhältnisse in Rechnung stellen (vgl. Thürmer-Rohr 1987).

1 Einen Eindruck von der damit verbundenen Aufbruchstimmung vermittelt die Dokumentation der Tagung „Weibliche Biographien“ (beiträge 7/1982). Dort wurden neben dem biographischen Paradigma als Grundlage eines feministischen Forschungsprogramms bereits eine Vielfalt von Projekten und Bezügen zur politischen Praxis diskutiert.

Regina Becker-Schmidt warnt in ihrer Auseinandersetzung mit den methodischen Postulaten vor einer naiven Auslegung des Parteilichkeitspostulats und des Anspruchs, Frauen zu Subjekten des Forschungsprozesses zu machen. Wenn Frauen auch im Interview die Gelegenheit erhalten, ihre subjektive Sicht der Realität zur Sprache zu bringen, so bleiben Individuen doch „innerhalb der vorgegebenen Realität [...] zwangsläufig *Objekte und Subjekte* der sozialen Wirklichkeit“ (Becker-Schmidt 1984: 227; Herv. i. O.). Ebenso wie es Ziel der feministischen Forschung ist, Frauen als Subjekte sichtbar zu machen, muss sie die Strukturen der Fremdbestimmung thematisieren, deren Objekte sie sind. Weiterhin macht Becker-Schmidt darauf aufmerksam, dass feministisch engagierte Forschung von dem, wofür sie Partei ergreifen will, häufig schon eine allzu genaue Vorstellung hat und Gefahr läuft, stereotype Vorstellungen des ‚Weiblichen‘ zu reproduzieren (vgl. Becker-Schmidt 1984: 231). Am Beispiel von Frauengeschichte zeigt sie, dass feministische Forschung etwas untersucht, für das es keine Kategorien gibt, weil es für die herkömmliche, dem Androzentrismus verhaftete Wissenschaft bislang überhaupt nicht existierte. Das gilt nach Becker-Schmidt auch für die Frauenforschung generell: „Feministische Wissenschaft *hat* demnach ihren Gegenstand substantiell noch gar nicht – sie muß ihn erst einmal finden, vielleicht überhaupt erst einmal erfinden, entwerfen“ (Becker-Schmidt 1984: 232; Herv. i. O.). Ein solcher Blick, der sich über die eigene Konstruktivität Rechenschaft gibt, zwingt zunächst zur Beachtung von Differenzen unter Frauen, auf die auch Thürmer-Rohr verweist. Statt der gemeinsamen Betroffenheit von der universellen Unterdrückung und der Suche nach weiblicher Identität stellt Becker-Schmidt die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Lebensrealität von Frauen in den Vordergrund. Sie schlägt als zentrale Kategorie zur Beschreibung dieser Lebensrealität den Begriff der Ambivalenz vor, der den Unvereinbarkeiten in den objektiven und subjektiven Verhältnissen im Leben von Frauen eher gerecht wird (vgl. Becker-Schmidt 1984: 236).

Die Auseinandersetzung um die methodischen Postulate zur Frauenforschung wirft jedoch noch ein anderes Licht auf die Bedeutung biographischer Zugänge. Erschienen diese zunächst als optimale Möglichkeit zur Einlösung der Postulate, so wurden doch gerade in der Beschäftigung mit Biographien die Probleme einer identitätspolitisch motivierten Forschung sichtbar. Die feministische Biographieforschung, die sich zunächst gegen das Konstrukt der „weiblichen Normalbiographie“ (beiträge 7/1982) in der herkömmlichen Wissenschaft richtete, stieß in den von ihr zutage geförderten ‚weiblichen‘ Biographien auf eine Vielfalt, die zu methodischer und theoretischer Selbstreflexion zwang. „Biographisch orientierte Zugriffsweisen werden gleichsam zum Motor für die Frauenforschung und bedingen deren Perspektivenwechsel von der Einheitsbetroffenheit zur Differenz“ (Kraul 1999: 460).

Ebenso wie die Suche nach dem ‚Weiblichen‘ (als Basis für Identitätspolitik) musste damit die Idee spezifisch ‚weiblicher‘ Methoden zur Disposition gestellt werden. Doch auch dies hat die Bedeutung von und Vorliebe für biographische Zugänge in der feministischen Forschung nicht geschmälert. Denn diese hatten sich, wie andere qualitative Verfahren, längst als dem Gegenstand angemessene Methoden erwiesen. So weist bereits Ursula Müller (1984) darauf hin, dass die Zuwendung zu Bereichen, die bislang von der männlich dominierten, zumeist quantitativen und vorgefasste Hypothesen testenden Forschung gar nicht wahrgenommen wurden und mit ihren Kategorien auch nicht erfassbar sind, eine methodologische Orientierung erfordert, die offenen, hypothesengenerierenden Verfahren den Vorzug gibt. Frauenforschung muss zunächst einen im positiven Sinne explorativen Charakter haben: „Sie hat sich aufgemacht, das Unbekannte bekannt zu machen, und das Negativetikett der traditionellen Kritik – nur ‚explorativ‘ zu sein – erscheint ihr die zur Zeit einzig legitimierbare methodologische Strategie“ (Müller 1984: 35; vgl. auch Becker-Schmidt/Bilden 1991: 24).

Zehn Jahre später beschreibt Ursula Müller die weitere Entwicklung der Frauenforschung als einen Prozess der Professionalisierung und Pragmatisierung (vgl. Müller 1994). Mit der zunehmenden Lockerung der engen Verschränkung von Frauenforschung und Frauenbewegung und der nicht unumstrittenen Institutionalisierung der Frauenforschung kam es zu einer Ausdifferenzierung der feministischen Forschung, die auch eine größere Methodenvielfalt inklusive der Anwendung quantitativer Methoden mit sich brachte. Allerdings änderte das nichts an der Dominanz qualitativer Methoden in der Frauenforschung (vgl. Dausien 2001b: 14; Kraul 1999: 461).

Wie Kraul (1999) zeigt, blieben auch umgekehrt die Entwicklungen in der feministischen Forschung mit biographischen Methoden für die Biographieforschung insgesamt nicht ohne Folgen. Die soziologischen, pädagogischen, psychologischen oder historischen Forschungsansätze, die mit Hilfe biographischer Methoden „die ‚kleinen Leute‘ zu Wort kommen lassen“ wollten, krankten zunächst meist an einem männlichen Bias, weil sie „mit den ‚kleinen Leuten‘ meist nicht die ‚kleinen Frauen‘ meinten, den Geschlechtsunterschied in der Regel nicht reflektiert hatten“ (Dausien 1994b: 132f).² So blieb die Biographieforschung der 1980er Jahre vor al-

2 Die androzentrische Engführung des Biographiekonzepts war es auch, die die Frauenforschung daran hinderte, an andere Traditionen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Biographien im deutschsprachigen Raum anzuknüpfen. Dausien (2002: 141ff) weist darauf hin, dass die Beschäftigung mit Biographien in Form von literarischen Biographien (Bildungsromane) und autobiographischen Dokumenten eine wichtige Rolle für die Konstitution der (geisteswissenschaftlichen) Pädagogik als Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spielte. Das Interesse an individuellen Bildungsbiographien ist hier jedoch mit einem „idealtypische[n] Subjektmo-

lem dem Modell der ‚männlichen‘ erwerbszentrierten Normalbiographie und einer Gleichsetzung von Arbeit mit Erwerbsarbeit verhaftet (vgl. Dausien 2001b: 14; Becker-Schmidt/Bilden 1991: 26). Die feministische Kritik richtete sich gegen Modelle wie das von Kohli (1985), das eine Strukturierung von Biographien durch das Erwerbssystem unterstellt und „von einer kontinuierlichen Aufschichtung von Erfahrungen und einer gradlinigen Beziehung von Vergangenheit über Gegenwart zur Zukunft ausgeht“ (Kraul 1999: 463). Damit werden die häufig diskontinuierlichen Verläufe von Frauenbiographien und ihre Einbindung in zwei konkurrierende Systeme, nämlich das des Arbeitsmarkts und das der Familie, ausgeblendet (ausführlich dazu Dausien 1996: 25ff). Zum anderen konnte die feministische Biographieforschung jenes Phasenmodell der weiblichen Biographie (Levy 1977), das lediglich als Ergänzung und in Abhängigkeit von der männlichen Erwerbsbiographie konzipiert war, als ein der Realität unangemessenes Konstrukt überführen. Schon in den Anfängen der Frauenforschung wurde durch den Einsatz biographischer Methoden deutlich, dass das Konzept der „weiblichen Normalbiographie“ der Komplexität des Lebens von Frauen nicht gerecht wird (vgl. Beiträge 7/1982; ausführlich dazu Dausien 1996: 37ff).

Während nun „die Sichtbarmachung weiblicher Lebensentwürfe und -geschichten die Biographieforschung geschlechtsspezifisch differenziert und damit neue Zugänge zur Analyse von Lebensläufen eröffnet“ hat (Kraul 1999: 464), wurde für die feministische Forschung selbst die Kategorie Geschlecht bzw. ihre Verwendung in der empirischen Forschung fragwürdig. Der selbstkritische Vorwurf lautete, dass empirische Forschungsprojekte ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ als etwas fraglos Gegebenes betrachteten. Wenn diese Kategorien in der Anlage von Studien zum Ausgangspunkt genommen würden, könne die Forschung diese Kategorien nur verfestigen. Dieser Vorwurf traf in erster Linie die in den 1970er und 1980er Jahren explodierende Sozialisationsforschung, aber auch die Biographieforschung. Denn obwohl sie die Aufmerksamkeit auf Differenzen unter Frauen lenkte, konnte die Fokussierung von Differenzen zwischen Frauen und Männern das genaue Gegenteil bewirken.

„Die – durchaus kritisch gemeinte – Gegenüberstellung ‚weiblicher‘ und ‚männlicher‘ Biographien birgt die Tendenz zur Vereinfachung und Überzeichnung der Differenz [zwischen den Geschlechtern, C.T.] sowie zur Reproduktion und Reifikation der binären Klassifikation. Analysen, die darum bemüht sind, (geschlechts)spezifische *Merkmale* ‚weiblicher‘ und ‚männlicher‘ Biographien he-

dell“ verknüpft, das als „‚autonom‘, ‚männlich‘, ‚bürgerlich‘ und ‚gebildet‘ bzw. ‚bildungsmotiviert‘“ (Dausien 2002: 145) beschrieben wird. Programmatikische Texte wie etwa Rousseaus „Émile“, in dem die Erziehung von Mädchen zudem explizit im Sinne einer Geschlechterpolarität und ergänzenden Zuordnung zum männlichen Bildungssubjekt konzipiert wird, wurden daher Gegenstand feministischer Kritik (vgl. Felden 2001).

rauszufinden, neigen zu deskriptiven Modellbildungen nach dem Muster ‚*Frauen sind...* z.B. familienzentriert, stärker beziehungsorientiert oder weniger karriereinteressiert als Männer‘. Von dieser Art der Verallgemeinerung empirischer Beobachtungen ist es nicht weit zu essentialistischen, über ‚weibliche‘ oder ‚männliche‘ Eigenschaften definierten Geschlechterkonzepten“ (Dausien 2001b: 15).

Die Anfang der 1990er Jahre verstärkt einsetzende Diskussion um die Kategorie Geschlecht lenkte stattdessen den Blick auf die Herstellung von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘. Geschlecht wurde mit dem Konzept des „doing gender“ (West/Zimmermann 1991) als etwas gefasst, das in der alltäglichen Praxis immer wieder neu produziert und innerhalb eines kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit nachträglich naturalisiert wird (vgl. Hagemann-White 1984: 78).

Um Prozesse der sozialen Konstruktion von Geschlecht zu untersuchen, bieten sich Biographien wiederum als aufschlussreiches empirisches Material an, weil sich darin häufig keine glatten Kategorisierungen, sondern widersprüchliche, fragmentierte oder konkurrierende ‚Weiblichkeiten‘ und ‚Männlichkeiten‘ finden lassen. Doch die Bedeutung eines biographischen Zugangs geht darüber weit hinaus. Wie Bettina Dausien (1998; 1999; 2002) zeigt, ist Geschlecht als soziale Konstruktion nicht nur eine Art Rahmenbedingung von Biographien, sondern kann selbst als eine biographische Konstruktion konzipiert und untersucht werden. Dadurch wird ‚Biographie‘ zum zentralen Konzept für ein weitergehendes Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion. Dies soll unter 5.3 noch eingehender erläutert werden. Zunächst ist an dieser Stelle jedoch zu klären, was für ein Begriff von Biographie in dieser Arbeit vorausgesetzt wird.

5.2 Frauen*biographien*: Auseinandersetzungen um das Biographiekonzept

Das Leben ist eine Baustelle.
Filmtitel (Wolfgang Becker, BRD 1997)

Im Idealfall sollten die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. Dies wäre, was angestrebt wird: phantastische Genauigkeit. Aber es gibt die Technik nicht, die es gestatten würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen. Von einander überlagernden Schichten zu sprechen – „Erzählebenen“ – heißt auf ungenaue Benennungen ausweichen und den wirklichen Vorgang verfälschen. Der wirkliche Vorgang, „das Leben“, ist schon weitergegangen; es auf seinem letzten Stand zu ertappen bleibt ein unstillbares, vielleicht unerlaubtes Verlangen.
Christa Wolf (1994), Kindheitsmuster: 345.

Das Interesse an biographischen Methoden beschränkte sich in den 1970er Jahren nicht auf die Frauenforschung. Im Zuge der Kritik am etablierten Wissenschaftsbetrieb kam in unterschiedlichen Disziplinen qualitativen Methoden eine große Bedeutung zu, welche die Perspektive marginalisierter Gruppen zur Grundlage von Theoriebildung und Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse machen sollten (vgl. Dausien 1994b: 132). Dazu wurde insbesondere die Tradition der Chicago School of Sociology von Anfang des 20. Jahrhunderts wieder aufgegriffen. Dort war mit Hilfe qualitativer, insbesondere auch biographischer Methoden ein empirischer Zugang zu den sozialen Umwälzungsprozessen gesucht worden, die sich zu dieser Zeit in nordamerikanischen Großstädten im Zuge der Industrialisierung abspielten. Ein prominentes Beispiel für diese Art von Forschung ist die Studie „The Polish Peasant in Europe and America“ von Thomas und Znaniecki (1958 [1918-20]). Derartige Forschungen zeichneten sich aus durch den „explizite[n] Bezug auf gesellschaftliche *Praxis*, auf neu entstandene *soziale Problemlagen* und darauf bezogene politische und professionelle Handlungsperspektiven“ (Dausien 2002: 146; Herv. i. O.). Das machte sie anschlussfähig für Diskussionen um Gegenentwürfe zur etablierten Wissenschaftspraxis, die gesellschaftspolitisches Engagement konzeptionell mit einschlossen.

Neben dem von der Frauenforschung kritisierten ‚male bias‘ hat die in den 1960er Jahren in Deutschland neu einsetzende Biographieforschung jedoch noch eine weitere Hypothek aus der Tradition der Chicago School übernommen. In der Absicht, die Perspektive der ‚kleinen Leute‘ zum Tragen kommen zu lassen, bekamen autobiographische Dokumente den Status von ‚life records‘, denen ein Abbildungsverhältnis zu sozialer Wirklichkeit unterstellt wird. Damit legt sich ein Verständnis von Biographie als etwas nahe, das jemand einfach ‚hat‘ und das mehr oder weniger entlang vorhandener Muster verläuft, die Normalität verbürgen (vgl. Dausien 2002: 152).

Dabei war es gerade das Abhandenkommen solcher Normalitäten in Folge sozialer Umbrüche, auf die die Chicago School mit der Entwicklung biographischer Forschungsmethoden reagierte. Das soziale Elend in den nordamerikanischen Industriestädten, das auf diese Weise zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht wurde, war Folge von Industrialisierungs- und Migrationsprozessen breiter Bevölkerungsschichten. Die damit einhergehende erzwungene Individualisierung und das Wegbrechen vertrauter Orientierungsmuster musste nun individuell bewältigt werden (vgl. Dausien 2002: 146).

Die Biographieforschung der 1980er Jahre wurde sich zunehmend der Tatsache bewusst, dass Biographien keine selbstverständlichen Gegebenheiten sind. Martin Kohli (1985) formulierte die einflussreiche These, dass es auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu einer „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ gekommen sei. Die historischen Entwicklungen, mit denen dies einhergeht, sind einerseits demographische Veränderungen wie die Zunahme der Lebensdauer und die damit verbundene Erwartbarkeit eines längeren Lebens oder die Entstehung eines Familienzyklus mit unterschiedlichen Phasen. Die dadurch erforderlich gewordene „Verzeitlichung und Chronologisierung“ der Lebensform bezeichnet Kohli zum anderen als „Teil des umfassenderen Prozesses der Freisetzung der Individuen aus den (ständischen und lokalen) Bindungen“ (Kohli 1985: 3). Individualisierung im Sinne sozialer und lokaler Mobilität sowie die Erosion anderer Institutionen, die die soziale Zugehörigkeit von Individuen verbürgen, machen den Lebenslauf zu einem „Regelsystem, das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet“ (Kohli 1985: 1). Der Lebenslauf wird damit zum neuen Vergesellschaftungsmodus, der zeitlich organisiert ist.³ Dem „institutionellen Pro-

3 Dagegen wurde eingewandt, dass sich parallel auch hier Prozesse der Deinstitutionalisierung vollziehen. Zudem wurde Kohli ein gender bias vorgeworfen: Die feministische Analyse konnte nicht nur zeigen, dass Kohlis Institutionalisierungsthese den männlichen Lebenslauf zur Norm macht, indem er Lebensläufe „um das Erwerbssystem herum organisiert“ sieht. Kohli übersehe vielmehr, dass „der neue Vergesellschaftungsmodus [...] auf der gesellschaftlichen Durchsetzung des Prinzips der kapitalistischen Lohnarbeit [basiert], das eine spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die

gramm“ steht in Kohlis Modell die „subjektive Konstruktion“ der Individuen gegenüber (Kohli 1985: 19). Individuelle Subjekte aktualisieren den gesellschaftlich vorgegebenen zeitlichen Orientierungsrahmen des Lebenslaufs, indem sie vor diesem Horizont durchaus eigensinnig eine Biographie entwerfen. Kohli spricht hier unter Bezugnahme auf Werner Fuchs (1983: 366) von der „Biographisierung der Lebensführung“.

Mit der Diskussion um Kohlis Thesen befand sich die Biographieforschung bereits in einer Phase konzeptioneller Klärungen. Wenn Biographien keine sozusagen naturwüchsigen Gegebenheiten sind, worüber die Institutionalisierungsthese ja aufklärt, was sind sie dann? Ist Biographie sozusagen die ‚subjektive Seite‘ der Institution Lebenslauf, wie es Kohlis Modell nahelegen könnte? Welcher Art ist die Bedingtheit von Biographien durch die Institution Lebenslauf? Wenn Biographien offensichtlich so voraussetzungsvolle Gebilde sind, was ist es dann, worüber Menschen sprechen, wenn sie ihre Lebensgeschichte erzählen? Wenn Lebensgeschichten unter diesen Voraussetzungen nicht naiv als Abbildungen des Lebens, ‚wie es wirklich ist‘, genommen werden können, in welcher Form beziehen sie sich dann auf ‚Realität‘?

Zwar ist die Biographieforschung vermutlich nie ernsthaft davon ausgegangen, die Biographie, die eine Person einfach ‚habe‘ und mehr oder weniger autonom gestalte, sei so etwas wie ein Speicher all ihrer verdichteten, chronologisch aufgereihten Erfahrungen, die im Interview nach Bedarf mehr oder weniger abgerufen werden könnten. Wäre dies die Vorstellung, die einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Biographien zugrundegelegt wird, dann träfe Pierre Bourdieus Kritik zu, dass sich mit der „Lebensgeschichte [...] eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen [...] in das wissenschaftliche Universum hineingeschmuggelt“ (Bourdieu 1990: 75) habe und ForscherInnen, die sich damit beschäftigen, der „biographischen Illusion“ (ebd.) erlegen seien. Um ein solches Alltagsverständnis von Biographie in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit biographischen Dokumenten nicht unter der Hand zu verlängern, ist ein wissenschaftliches Konzept von Biographie nötig. Es muss sich auf das alltagsweltliche Konzept von Biographie beziehen und weiterhin klären, wie dieses sich wiederum auf individuelle und gesellschaftliche Realität bezieht. Das geschieht, wenn

„wissenschaftliche Biographieforschung eben jene alltagsweltlichen Deutungs- und Ordnungsleistungen unter bestimmten theoretischen und disziplinären Hinsichten zum Gegenstand [macht]. ‚Biographie‘ als *wissenschaftliches* Konzept ist eine theoretische Konstruktion *über* Konstruktionen oder – mit Alfred Schütz’ Worten – eine ‚Konstruktion zweiten Grades‘“ (Dausien 2002: 120f; Herv. i. O.).

Im Folgenden soll ein Verständnis von Biographie in Form einer solchen wissenschaftlichen Konstruktion zweiten Grades umrissen werden, das auch der Untersuchung von Biographien in der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt. Die Skizze wird in der Auseinandersetzung mit zwei prominenten Kritikern der Biographieforschung entwickelt, wobei bei jedem der beiden eine Akzentsetzung vorgenommen wird, um jeweils eine bestimmte Pointe des hier favorisierten Biographiekonzepts deutlich machen zu können. So soll es in der Relecture der Kritik von Pierre Bourdieu (1990) um das Verhältnis von individueller (Sinn-)Konstruktion und Bedingtheit durch gesellschaftliche Strukturen in Biographien gehen. In der Auseinandersetzung mit Armin Nassehi (1994) wird das Verhältnis von biographischer Erzählung und ‚objektiver‘ Realität zum Thema gemacht.⁴

5.2.1 „Die biographische Illusion“ (Pierre Bourdieu)

In seiner Kritik der „biographischen Illusion“ stellt Pierre Bourdieu (1990) die These auf, dass biographische Erzählungen, die ein individuelles Leben als kohärentes Ganzes und als von Intentionen geleitetes Projekt erscheinen lassen, lediglich aufgrund einer ganz bestimmten Voraussetzung zustande kommen: Die „Komplizenschaft“ zwischen einem Erzähler, der sich „zum Ideologen seines eigenen Lebens macht“ und dem Zuhörer (im Fall von biographischen Untersuchungen dem Forscher), „der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren“ (Bourdieu 1990: 76). Die Vorstellung, Leben sei als lineare, zusammenhängende Geschichte zu präsentieren, bringt Bourdieu mit der literarischen Tradition des Romans in Verbindung. Dieses Schema einer linearen, konsistenten Erzählung sieht er jedoch im modernen Roman überwunden; Wirklichkeiten und Identitäten kommen in ihrer Diskontinuität und Fragmentiertheit zum Ausdruck, während in biographischen Erzählungen weiter an der Illusion von Kohärenz und Identität festgehalten werde. Die Analyse biographischer Erzählungen darf nun nicht dem „perfekten sozialen Artefakt“ aufsitzen, „das da ‚Lebensgeschichte‘ heißt“. Sie müsse vielmehr dazu führen, „den Begriff der Laufbahn (*trajectoire*) als eine Abfolge von nacheinander durch denselben Akteur (oder eine bestimmte Gruppe) besetzten Positionen zu konstruieren, in einem (sozialen) Raum, der sich selbst ständig entwickelt und der nicht endenden Transformationen unterworfen ist“ (Bourdieu 1990: 80; Herv. i. O.).

4 Dies ist nicht so zu verstehen, dass konzeptionelle Klärungen in der Biographieforschung erst als Reaktion auf die Kritiken stattgefunden hätten. Die Kritiken erwiesen sich vielmehr bei näherem Hinsehen als unzutreffend und in Unkenntnis der tatsächlichen Forschungspraxis der Biographieforschung formuliert. Jedoch haben sie breitere Diskussionen angestoßen und BiographieforscherInnen dazu gezwungen, zu den angesprochenen Problemfeldern expliziter Stellung zu nehmen.

Wie Peter Alheit (1993) festhält, klärt Bourdieus Sichtweise „unsentimental über das soziale Phänomen ‚Biographie‘ auf und lehrt uns eine gewisse Skepsis gegenüber dem bloßen *Sinnkonstrukt* ‚Biographie‘“ (Alheit 1993: 381; Herv. i. O.). Dass Biographie als ein Produkt sozialer Konstruktionsprozesse verstanden werden muss, ergibt sich allerdings schon aus Kohlis Überlegungen zur Institutionalisierung des Lebenslaufs (s.o.). Die Konsequenzen für das Biographiekonzept veranschaulicht Dausien (1999) in Abgrenzung von einem Alltagsverständnis, dem zufolge man eine Biographie einfach ‚hat‘:

„Eine Biographie wird vielmehr hergestellt, durch abstrakte und konkrete gesellschaftliche Vor-Bilder, durch Erwartungen aus dem sozialen Nahbereich und institutionalisierte Erwartungsfahrpläne, die sozial und kulturell erheblich variieren; durch strukturelle ‚Weichenstellungen‘, die sich als konkrete materielle, rechtliche, soziale Restriktionen des individuellen Handlungsspielraums rekonstruieren lassen; schließlich durch die reflexiven Leistungen der Subjekte selbst, ohne deren biographische Arbeit weder soziales Handeln denkbar wäre, noch soziale Strukturen reproduziert werden könnten“ (Dausien 1999: 238).

Dausiens Hinweis, dass auch die Aufrechterhaltung sozialer Strukturen auf die Reproduktion durch individuelle Subjekte angewiesen ist, beinhaltet bereits den zentralen Einwand, den Alheit gegen Bourdieus Kritik an der Biographieforschung formuliert: Er hält Bourdieu entgegen, er überdehne „die wichtige Erkenntnis von der ‚Sozialität‘ des Biographischen“ auf Kosten der „latente[n] *Biographizität des Sozialen*“ (Alheit 1993: 382; Herv. i. O.). Der Begriff der Biographizität umfasst einerseits die individuelle Aktualisierung gesellschaftlich vorgegebener Ablaufmuster im Leben Einzelner, die dieses Leben zu einem ‚eigenen‘ Leben machen. Alheit verdeutlicht dieses Prinzip an Bourdieus Vergleich der Laufbahnen im sozialen Raum mit dem Streckennetz der Metro. So wie dieses „als Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen“ (Bourdieu 1990: 80) in Rechnung gestellt werden müsse, um eine Metro-Strecke zu erklären, müssten biographische Ereignisse als Bewegungen im sozialen Raum von der Beziehung zwischen den eingenommenen Positionen her bestimmt werden. Im selben Bild bleibend führt Alheit aus, dass eine Metrolinie auch durch die Spezifik der Abfolge ihrer Stationen identifizierbar ist und damit eine Eigenlogik hat. Dieser „Eigensinn“ ist es auch, der Biographien ausmacht. Die Abfolge einzelner Stationen ist für das Individuum nicht zusammenhanglos, weil es „sein biographisches Wissen in jeweils neuen ‚Zuständen‘ der Biographie eben nicht nach Belieben suspendieren kann, sondern bis zu einem gewissen Grad reaktivieren muß“ (Alheit 1993: 383). Biographizität kann hier als die Fähigkeit verstanden werden, angesichts der Fragmentierung durch Modernisierungsprozesse immer wieder neues Wissen biographisch zu integrieren und anschlussfähig zu machen (vgl. Alheit 1993: 387).

Die Bedeutung von Biographizität geht jedoch noch darüber hinaus. Indem Individuen nicht nur Stationen im sozialen Raum durchlaufen, sondern sich aktiv „in vielfältigen wechselseitigen Interaktionen [...] im Laufe ihrer Lebenszeit in eine sich verändernde konkrete soziale Welt ‚einbauen‘“ (Dausien 1998: 266), generieren sie mit ihrer individuellen, eigensinnigen Biographie auch soziale Realität. Biographizität ist somit auch ein Erzeugungsprinzip gesellschaftlicher Wirklichkeit; es besagt, „dass gesellschaftliche Wirklichkeit durch die biographische Leistung der Individuen und im Modus biographischer Konstruktionen hervorgebracht wird“ (Dausien 2002: 135; vgl. auch Dausien 1996; Alheit/Dausien 2000). Das bedeutet auch, dass soziale Konstrukte „durch das ‚Nadelöhr‘“ (Dausien 1996: 578) individuell-biographischer Prozesse und deren Logiken hindurch reproduziert werden.

Das hier zugrundegelegte Verständnis von Biographie umfasst also nicht nur deren soziale Konstruiertheit, sondern auch den Gedanken der biographischen Konstruiertheit sozialer Realität. Damit wird Biographie nicht nur als eine „komplexe soziale Konstruktion im Spannungsfeld von Struktur und Handeln“ (Dausien 1998: 265) aufgefasst, sondern auch die Spannung von Individuellem und Sozialem gerät in den Blick. Beides ist in biographischen Konstruktionen prozesshaft miteinander verschränkt und kann gerade nicht in einer Weise auseinander dividiert werden, wie dies bei Bourdieu geschieht. Biographieforschung macht mit diesem Konzept die „‚Schnittstelle‘ von Individuum und Gesellschaft“ (Dausien 2002: 159) zu ihrem Gegenstand. Sie „greift [...] das Reflexivwerden des Verhältnisses zwischen ‚Selbst‘ und ‚Welt‘ aus der biographischen ‚Binnenperspektive‘ auf, und das heißt, [...] dass das Verhältnis ‚Individuum – Gesellschaft‘ im *Sinnzusammenhang* einer konkreten (Lebens-)Geschichte thematisiert wird“ (Dausien 2002: 159f).

5.2.2 „Die Form der Biographie“ (Armin Nassehi)

Die zweite Kritik, anhand derer eine Profilierung des hier favorisierten Verständnisses von Biographie vorgenommen werden soll, stammt von Armin Nassehi (v.a. 1994). Er wirft der Biographieforschung vor, dass „nicht oder nicht ausreichend genug zwischen biographischen Texten bzw. biographischen Daten auf der einen Seite und den biographischen Verläufen, also dem Lebensverlauf selbst unterschieden wird“ (Nassehi 1994: 48). Mit Berufung auf die sogenannte Homologietheorie von Fritz Schütze würden viele BiographieforscherInnen behaupten, anhand biographischer Daten die vergangenen Ereignisse des biographischen Verlaufs rekonstruieren zu können (vgl. Nassehi 1994: 49). Nassehi bezieht sich dabei (wie auch andere KritikerInnen, z.B. Koller 1999; Engler 2001) auf eine vereinfachte Auslegung von Schützes Konzept des narrativen Interviews und der darin zum Tragen kommenden „kognitiven Figuren des autobio-

graphischen Stegreiferzählens“ (1984). Darin ist an einer Stelle von „Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf“ (Schütze 1984: 78) die Rede. Anhand dieser Formulierung (und ohne Beachtung des Kontexts) meinen Kritiker wie Nassehi die sich auf Schütze beziehende Biographieforschung eines unreflektierten Naturalismus zu überführen.

Auch wenn sein Vorwurf nur eine möglicherweise unglückliche Formulierung, nicht aber Schützes Modell überhaupt trifft, wie unten zu zeigen sein wird, macht Nassehi auf ein grundsätzliches Problem aufmerksam, an dem wichtige Differenzierungen im Verständnis von Biographie herausgearbeitet werden können. Mit dem Bezug auf die das Schützesche Konzept unzulässig verkürzende sogenannte Homologithese haben sich BiographieforscherInnen im wissenschaftlichen Alltagsgeschäft womöglich schon allzu häufig davon dispensiert, sich der Art ihres ‚Zugriffs‘ auf ‚Realität‘ und der sich daraus ergebenden Reichweite ihrer Aussagen zu vergewissern. Die Auseinandersetzung mit den von Nassehi aufgeworfenen Fragen kann in dieser Situation dazu dienen, konzeptionell Stellung zu beziehen, weil es hier, ähnlich wie bei Bourdieu, um für ein Verständnis von Biographie als Konstruktion zweiten Grades zentrale Unterscheidungen und Verhältnisbestimmungen geht.

Nassehi führt seinen Begriff von Biographie über die Unterscheidung vom Lebenslauf ein. Mit Lebenslauf meint er

„sowohl das Insgesamt der Morphogenese und selektiven Anschlüsse als auch die gesellschaftlich präformierten Prozeßstrukturen wie Bildungs-, Berufs- und sonstige Karrieren. Unter Biographie ist dagegen lediglich das zu verstehen, was das griechische Wort bereits vorsieht: eine Beschreibung des Lebens [...]. Biographien sind Produkte von Beobachtungen, die den Lebenslauf zum Gegenstand haben, mithin sind sie von dem, was tatsächlich gelaufen ist, operativ vergleichsweise unabhängig“ (Nassehi 1994: 53).

Als den „operativen Ort“ (ebd.) von Biographie bestimmt Nassehi die biographische Kommunikation; deren Regeln seien es, denen die Thematisierung von Lebensläufen unterliege. Es sei auch ausschließlich biographische Kommunikation, die empirisch wahrgenommen und untersucht werden könne. Nassehi sieht Biographie zwar vom Lebenslauf „mitkonstituiert“, doch in der biographischen Kommunikation „bleibt der Lebenslauf, also das, was tatsächlich stattgefunden hat, gewissermaßen die dunkle Seite der Biographie“ (Nassehi 1994: 54).

In diesem Modell kommt die systemtheoretische Vorstellung von der „unüberbrückbaren Differenz von Psyche und sozialem System“ (Corsten 1994: 193) zum Tragen. Wie auch in dem (von Nassehi kritisierten) Konzept der „Biographie als Autopoiesis“ von Uwe Schimank (1988) könnten Biographien damit nur als „selbstreferentielle Selbstbeschreibung eines psychischen Systems“ (Alheit/Dausien 2000: 254) betrachtet werden, ohne

dass ein Zusammenhang mit dem sozialen System systematisch zu integrieren wäre.

Peter Alheit und Bettina Dausien führen dagegen das Modell einer „nach außen offenen Selbstreferentialität“ (Alheit/Dausien 2000: 264; Herv. i. O.) von Biographien ins Feld, das von Theorien des neurobiologischen Konstruktivismus inspiriert ist. Demnach ist das menschliche kognitive System nicht autopoietisch in dem Sinne, dass es sich völlig autonom und ausschließlich aus sich selbst heraus reproduziert. Es wird nur insofern nicht von äußeren Einflüssen bestimmt, als es diese immer entsprechend seiner bereits bestehenden inneren Logik verarbeitet. Alheit und Dausien sprechen hier von einer „relativen (inneren) Autonomie einer prinzipiellen Abhängigkeitsstruktur“ (Alheit/Dausien 2000: 262), die auch als soziologisches Modell dienen könne. Bezogen auf Biographien hat das für die angesprochene Problematik eine weitreichende Konsequenz: „Diese Öffnung ‚zur Gesellschaft hin‘ setzt eine gemeinsame Semantik voraus, die ‚Soziales‘ biographisch codierbar und ‚Biographisches‘ sozial transportierbar macht“ (Alheit/Dausien 2000: 264f). Wenn biographische Kommunikation sich entsprechender Codes bedient, bedeutet die Kenntnis dieser Codes, dass biographische Kommunikation auch auf den Zusammenhang von Biographischem und Sozialem hin entschlüsselt werden kann.

Michael Corsten (1994) kommt in der Auseinandersetzung mit Nassehi und seiner Verwendung des Begriffs Kommunikation zu einem ähnlichen Schluss: Nassehis Argumentation schließe nicht aus, dass

„die Kommunikation [...] sich durchaus gültig auf das Leben als Referenz von Kommunikation beziehen [kann]. Biographische Forschung müßte insofern nicht ausschließlich Analysen auf der Ebene von kommunikativen Operationen treffen, sondern könnte darüber hinaus durch die Anwendung der Regeln der Kontextbezugnahme sehr wohl auch Aussagen über das in der biographischen Beschreibung Referierte geltend machen“ (Corsten 1994: 194).

Nassehi trage zudem auch der „Relevanz von Sprache als strukturellen Kopplungsmechanismus zwischen Bewußtsein und Kommunikation“ keine Rechnung und unterschätze den „Nutzen von strukturellen Beschreibungen der Sprache bzw. Sprachverwendung, der dahin gehen kann, Rückschlüsse auf die strukturell gekoppelten psychischen und sozialen Systeme abzuleiten“ (Corsten 1994: 195).

Genau hier setzt nun Fritz Schützes Konzept der kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens an. Schützes These ist, dass sich ein Erzähler in einem gelingenden narrativen Interview durch die „Zugzwänge des Erzählens“ „noch einmal durch den Strom seiner ehemaligen Erlebnisse und Erfahrungen treiben lässt“ (Schütze 1984: 79). Diese Aussage könnte tatsächlich im Sinne Nassehis verstanden und als simplifizierend kritisiert werden. Es lohnt sich jedoch, Schützes Argumentation wei-

ter zu folgen. Er unterscheidet zwischen einem „digitalen“ und einem „analogen“ (ebd.: 78) Modus der Darstellung zurückliegender Erfahrungen. Im „digitalen“ Modus präsentiert die Erzählerin Ereignisse eher kommentierend und abstrahierend, die Art der Darstellung ist in hohem Maße der Interaktion mit der ZuhörerIn bzw. der Interviewsituation geschuldet. Zugespielt formuliert findet in Nassehis Konzept nur diese Form der biographischen Kommunikation Beachtung. Schützes Konzept erkennt in biographischen Stegreiferzählungen jedoch außerdem jene

„analogen Elemente“, die „in ihrem Kern nicht auf die interaktive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation, in der das Handlungsschema des narrativen Interviews stattfindet, zurückzuführen [sind], sondern auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (ebd.: 79; Herv. i. O.).⁵

Die Bezugnahme auf Gewesenes – und genau hier geht Nassehis Kritik an Schützes Konzept vorbei – wird gerade nicht als inhaltliche Übereinstimmungen mit vergangenen Ereignissen konzipiert und daran festgemacht, dass die Erzählung wiedergebe, was ‚tatsächlich‘ geschehen sei (was auch schwer überprüfbar wäre). Schütze hebt vielmehr auf die „erstaunliche *formale* Geordnetheit“ (ebd.: 80; Herv. C.T.) der Stegreiferzählungen ab. Seine „*Ausgangshypothese [...] besteht darin, daß die formale Darstellungsordnung des Stegreiferzählens auf den Umstand zurückzuführen ist, daß autobiographisches wie jedes andere Stegreiferzählen sich an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsspekulation ausrichtet*“. Diese kognitiven Figuren wiederum „gehen auf allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers zurück“ (ebd.: 80; Herv. i. O.). Vereinfacht gesagt bezieht sich die Analogie, von der hier ausgegangen wird, nicht auf das ‚Was‘ der Erfahrung (‚Was ist tatsächlich passiert?‘), sondern sie besteht im ‚Wie‘ des Erfahrung-Machens, das nach Schützes Auffassung dem ‚Wie‘ des erzählenden Rekapitulierens und Kommunizierens von Erfahrungen entspricht.

-
- 5 Das Bild der „Erfahrungsaufschichtung“ ist treffend und irreführend zugleich. Es macht einerseits deutlich, dass neue Erfahrungen immer auf der Grundlage der alten zustande kommen, sich sozusagen auf ihnen ablagern können, und dass Vergangenes in ‚sedimentierter‘ Form immer vorhanden bleibt und zusammen mit den immer wieder dazukommenden ‚Schichten‘ ein bestimmtes Profil ergibt. Andererseits erscheint dieses Bild ‚sedimentierter‘ Erfahrungen zu statisch, wenn es so verstanden wird, dass die weiter unten liegenden Schichten umso mehr erstarren, je mehr Neues sich oben ansammelt. Das Verhältnis der ‚Schichten‘ untereinander muss vielmehr als ein interaktives, dynamisches verstanden werden, das beständig im Fluss ist. Nicht nur die ‚Ansammlung‘ neuer Erfahrungen geschieht im Zusammenhang mit den alten, sondern neue Erfahrungen können dazu führen, die Konfiguration der alten zu verändern und das Profil der Aufschichtung stellenweise oder insgesamt umzuorganisieren.

„Erfahrung“ ist hier ein zentraler Begriff, der im Übrigen in Nassehiss Kritik kaum vorkommt – ein weiterer Grund, weshalb diese am Schützeschen Modell vorbeigeht. Bei Schütze geht es um Erfahrungsrekapitulation und nicht etwa um eine Wiedergabe dessen, was zu einem früheren Zeitpunkt „objektiv“ der Fall war. Erfahrung ist dabei zu verstehen als die Konstruktion, die innerhalb der „Struktur einer nach außen offenen Selbstreferentialität“ (Alheit/Dausien 2000: 264) im Prozess des Erfahrens vorgenommen wird. Oder, um in dieser Frage mit Bettina Dausien an die Theorietradition des Symbolischen Interaktionismus anzuknüpfen: Erfahrung entsteht dort, wo die Folgen aktiven Handelns oder passiven Erleidens vom erfahrenden Subjekt in einen Sinnzusammenhang gestellt werden.⁶ Der „Zusammenhang zwischen Handlung, Erleben und Reflexion, zwischen (inter)aktivem Tun, Erleben mit seinen leiblichen und emotionalen Qualitäten sowie den kognitiven Prozessen von Wahrnehmung und Denken“ (Dausien 2002: 221; Herv. i. O.) ist das entscheidende Moment des Erfahrungsbegriffs, wie er hier verwendet wird. Er lässt sich unter Rückgriff auf das Handlungsmodell des Pragmatismus und Symbolischen Interaktionismus (Dewey 1964; Mead 1980 [1934]) erläutern.

Anders als in behavioristischen oder rational-choice-Modellen wird Handeln hier als „diffus teleologisch“ (Joas 1988: 423) verstanden, also weder als Reaktion auf einen Reiz noch als intentional gesteuert. Das bedeutet, dass zu Beginn einer Handlung zwar eine vage Grundintention besteht und Konsequenzen des Handelns antizipiert werden, dass aber im Verlauf der Handlung andere als die antizipierten Bedingungen und Konsequenzen des Handelns relevant werden und der Vollzug der Handlung und ihr „Ziel“ modifiziert werden (vgl. dazu das Schaubild bei Alheit 2005). Insofern ist Handeln immer als reflexiv zu verstehen, da es eine Rückwirkung der Folgen des Handelns auf das handelnde Subjekt und eine Ausrichtung weiteren Handelns an diesen Rückwirkungen impliziert. Dies wiederum ist die Grundlage eines entsprechenden Begriffs von Erfahrung. Sie entsteht genau in diesem Zurückwirken der Konsequenzen des Handelns auf das Subjekt und bildet die Grundlage für weitere Erfahrungen, die in reflexiven Handlungsprozessen gemacht werden. Bestehende Erfahrungen organisieren dabei ebenso das „Machen“ neuer Erfahrungen, wie

6 Hier wäre noch zu klären, in welchem Zusammenhang dieses Herstellen eines Sinnzusammenhangs mit den expliziten Deutungsaktivitäten steht, die in den von Schütze als digital bezeichneten Elementen einer autobiographischen Stegreiferzählung sichtbar werden. Die Frage scheint bei Schütze, der entsprechende Passagen zunächst einmal aussortiert, nicht befriedigend gelöst, ist aber für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung von großer Bedeutung. Eine Möglichkeit wäre z.B., die stärker abstrahierende, distanziertere Darstellung von Sachverhalten als Phänomen einer Umkonfiguration oder Neuorganisation von Erfahrungsaufschichtung (sh. vorhergehende Fußnote) zu betrachten, die ein Fremd- oder Unzugänglichwerden von früherer Erfahrung zur Folge hat.

sie selbst durch neue Erfahrungen modifizierbar sind (vgl. Dausien 2002: 106).

Die interaktive und reflexive Herstellung von Erfahrungen ist es nun auch, in der nach Mead (1973: 180ff) Individuen ein Bewusstsein ihrer selbst erlangen. Selbst-Bewusstsein wird damit nicht aus dem Subjekt heraus gedacht, sondern die Konstitution von Subjektivität wird in der sozialen Interaktion verortet und damit, wie auch im Gedanken der nach außen offenen Selbstreferentialität, die klassische Innen-Außen-Dichotomie überwunden. Reflexivität bedeutet damit zugleich eine subjektkonstituierende Selbstreflexivität (vgl. Dausien 2002: 107).

Dausien verbindet nun den Gedanken der (Selbst-)Reflexivität von Konstruktionsprozessen mit einer über die konkrete Interaktionssituation hinausgehenden Zeitperspektive. Schon an den interaktionistischen Erfahrungsbegriff schließt sich die Frage an,

„wie sich die interaktiv hergestellten Erfahrungen, die ja nicht vereinzelt bleiben, sondern sich über die Zeit fortsetzen, um die Achse des Individuums‘ organisieren, wie sich also im Laufe der Zeit einzelne Erfahrungen aneinanderfügen, sich wechselseitig formen, bestätigen, widersprechen, wie sie sich ‚aufschichten‘ zu einer übergreifenden Erfahrungsstruktur“ (Dausien 2002: 106).

Werden solche Prozesse der Erfahrungsaufschichtung unter einer lebenszeitlichen Perspektive betrachtet und dabei nicht nur als eine „quantitative Anhäufung von Einzelsituationen und -erfahrungen“ verstanden, so kann von einer „biographischen Erfahrungsstruktur“ die Rede sein, „die einen eigenen Sinnzusammenhang darstellt, der nicht fixiert, sondern immer wieder neu hergestellt wird“ (Dausien 2002: 106). Damit verbindet Dausien eine „biographische Reflexivität“, die beinhaltet, „dass konkrete Erfahrungen nicht nur ein aktuelles Umgehen mit einer gegebenen Situation ermöglichen bzw. dieses Umgehen kognitiv und emotional als ‚Erfahrung‘ verarbeiten, sondern darüber hinaus auf eine übergeordnete Struktur der Erfahrungsverarbeitung zurückwirken, diese bestätigen, modifizieren oder transformieren“ (ebd.).

Diese Ausweitung durch eine biographische Perspektive bezieht Dausien auch auf die Frage einer subjektkonstituierenden Selbstreflexivität. „Subjekte zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich selbst zum Gegenstand der Reflexion machen können, dass sie einen auf sich selbst bezogenen Sinn konstruieren und diesen gewissermaßen als fortlaufendes Projekt immer wieder neu bearbeiten und umarbeiten“ (Dausien 2002: 107). Im reflektierenden und deutenden Umgang mit Erfahrungen, die damit nicht mehr nur eine Kette zusammenhangloser Einzelerfahrungen darstellen, sondern eine individuelle innere Logik bekommen, wird Biographie konstruiert und konstituiert und konstruieren und konstituieren sich Subjekte sozusagen als biographische Subjekte. Für diese Art der reflexiven Selbst-

thematisierung stellt autobiographisches Erzählen ein wichtiges Format zur Verfügung.

Fritz Schütze setzt nun an den Gesetzmäßigkeiten dieses kulturellen Schemas der Kommunikation von Erfahrungen an und geht davon aus, dass sowohl für das ‚Machen‘ als auch für das Erzählen von Erfahrungen die gleichen kognitiven Figuren verwendet werden. Seine These besagt lediglich, dass zwischen den Prinzipien der aktiven Konstruktion einer Erfahrung und den Prinzipien der (Re-)Konstruktion beim erzählenden Rekapitulieren eine Korrespondenz besteht. Es kann also in der Biographieforschung gar nicht darum gehen, zu rekonstruieren, ‚was wirklich passiert ist‘.

Dass die Analyse biographischer Erzählungen kein Mittel zum Zweck ist, um zu irgendeiner Art von historischer, sozialer oder psychischer Realität vorzudringen, macht auch das Plädoyer von Corsten deutlich. Er stellt in einer treffenden Formulierung der Suche nach der „sozialen Realität in Biographien“ die Forderung nach mehr Aufmerksamkeit für die „soziale Realität von Biographien“ (Corsten 1994: 186; Herv. C.T.) gegenüber. Im Medium der biographischen Erzählung wird eine Realität ganz eigener Art konstruiert, die im Spannungsfeld von Vergangenem und Gegenwärtigem, kulturellen Schemata und aktueller Kommunikationssituation (z.B. Interview) steht, die also weder auf biographische Kommunikation noch auf die Wiedergabe ‚objektiver‘ Tatsachen zu reduzieren ist. Bettina Dausien resümiert daher:

„Erstens geben Erzählungen über biographische Ereignisse und Erfahrungen des erzählenden Subjekts Auskunft, sie repräsentieren also soziale Wirklichkeit. Sie tun dies allerdings in einer bestimmten sozialen Situation, in einem bestimmten kulturellen Format, in einer je besonderen biographischen Perspektivität (‚erzähltes Leben‘), die in der rekonstruktiven Analyse⁷ näher zu bestimmen sind. Zweitens kann Erzählen als eine kommunikative Praxis betrachtet werden, in der Subjekte ihre individuell-biographische und ihre gemeinsame soziale Wirklichkeit konstruieren. Der Modus der narrativen Konstruktion von Wirklichkeit ist ebenfalls an konkreten Fällen biographischer Erzählungen rekonstruierbar“ (Dausien 2002: 227f; Herv. i. O.).

7 Dausiens Konzept impliziert mit dem angesprochenen rekonstruktiven Vorgehen eine methodologische Grundorientierung, die an anderer Stelle ausführlich darzustellen sein wird. (7.1). An dieser Stelle soll nur erwähnt werden, dass die Aufgabe entsprechender Analysen darin besteht, „die (häufig impliziten) Konstruktionen eines Textes zu explizieren und – im Hinblick auf ein bestimmtes Interesse und eine Fragestellung – die ‚Regeln‘ zu rekonstruieren, die den Konstruktionen des Textes zugrunde liegen, sowie schließlich einen eigenen Text über den empirischen Text zu erzeugen, der nach den Regeln der Wissenschaft plausibel ist und Zusammenhänge in den empirischen Daten ‚neu ordnet‘ bzw. ‚neue‘ Gesichtspunkte hervorhebt“ (Dausien 2002: 174).

Für das hier favorisierte Verständnis von Biographie bleibt aus der Auseinandersetzung mit der Position Nasseh die Vorsicht gegenüber alltagsweltlichen Vorstellungen zu betonen. Biographien können keineswegs wie eine Art Speicher von verdichteten, chronologisch aufgereihten Erfahrungen benutzt werden, die nach Bedarf abzurufen sind. Dennoch können Biographien nicht nur als rein situatives Produkt biographischer Kommunikation begriffen werden. Im biographischen Erzählen wird auf Geschehenes und Erfahrenes zurückgegriffen, wird Vergangenes unter einer lebenszeitlichen und zugleich gegenwärtigen Perspektive rekapituliert. Erzählte Lebensgeschichten sind das Resultat einer aus immer wieder unterschiedlichen aktuellen Perspektiven wiederholten Bearbeitung, Sortierung, Umdeutung von Erfahrungen. Ihre komplexe Gestalt ist das Ergebnis der komplexen Prozesse ihres Zustandekommens, deren Spuren es trägt, und lebt von der Spannung zwischen ‚Damals‘ und ‚Jetzt‘. Es sind also Texte, die *„dem Leben nicht gegenüber[stehen], sondern [...], ‚im Leben‘ produziert“* (Dausien 2002: 128; Herv. i. O.) werden. Die Verzeitlichung und Prozessualisierung von Konstruktionen, die auf der Basis einer lebensgeschichtlichen Erzählungen re-konstituierbar werden, ist gleichzeitig das Besondere und Interessante an biographischen Zugängen, gerade auch, wenn es um die Rekonstruktion von Geschlechterkonstruktionen geht.

5.3 Ein biographischer Zugang zu Geschlechterkonstruktionen

„Das ist ganz natürlich, also das Körperliche meine ich. Männer sind – und Frauen auch... Überleg dir das mal! Gerade weil ich es gut mit dir meine.“

Loriot, Pappa ante Portas (BRD 1991)

Um nun genauer zu zeigen, was biographische Zugänge für eine Geschlechterforschung interessant macht, die den Anspruch hat, nicht einfach die Kategorien ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ und die kulturelle Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit unkritisch zu reproduzieren, müssen im Folgenden zunächst einmal die Problematiken aufgezeigt werden, die v.a. seit den 1990er Jahren unter dem Stichwort der Reifizierung von Geschlecht diskutiert werden. Dazu eignet sich insbesondere ein Blick auf die Kritik an Forschungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. Aus den Konsequenzen, die daraus für die empirische Untersuchung von Geschlechterkonstruktionen gezogen wurden, und durch die gegenwärtig präferierten Ansätze sind jedoch wiederum spezifische Verkürzungen entstanden (5.3.1). Bettina Dausien (1999; 2002) hat diese Entwicklungen differenziert untersucht und im Anschluss daran eine Forschungsperspektive formuliert, die an das Verständnis von Biographie anschließt, wie es oben dargestellt wurde. Diese soll im zweiten Schritt erläutert werden (5.3.2).

5.3.1 Perspektivverschiebungen in der Geschlechterforschung und die Frage nach dem Subjekt

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ – dieses geflügelte Wort Simone de Beauvoirs (1968 [1951]: 265) beinhaltet nicht nur die für die Frauenbewegung der 1970er Jahre so wichtige Zurückweisung der traditionellen Unterstellung, Biologie bzw. Anatomie sei ‚Schicksal‘. Es bringt gleichzeitig die Programmatik der zu dieser Zeit ebenfalls beginnenden Forschung zu geschlechtsspezifischer Sozialisation auf den Punkt: herauszufinden, wie aus Säuglingen Individuen werden, die als eindeutig männlich oder weiblich kategorisierbare Menschen ein Leben führen, das den Vorgaben ihrer zweigeschlechtlich organisierten sozialen Umwelt mehr oder weniger entspricht. Die Sozialisationsforschung hat dazu eine Vielzahl von empirischen Ergebnissen und theoretischen Erklärungsansätzen produziert (vgl. exemplarisch Bilden 1980), die sich jedoch bald in mindestens zweierlei Richtung als problematisch erwiesen. Ein wesentliches Problem der Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation wurde in der Auseinandersetzung um das Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens“ sichtbar. Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner (1978) erklären darin die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts als Folge von Sozialisationsprozessen, in denen Frauen hausarbeitsnahe Kompetenzen erwerben, die sie wiederum eher zur Wahl der herkömmlichen Frauenberufe disponieren. Kritikerinnen wandten sich gegen die Reduzierung der Dimension Geschlecht auf ein Set von Persönlichkeitsmerkmalen und individuellen Eigenschaften. So macht Gudrun-Axeli Knapp deutlich, dass Geschlecht vielmehr als „soziale Strukturkategorie“ (Knapp 1987: 265) mit Platzanweiserfunktion zu verstehen ist, die dafür sorgt, dass sich trotz individueller Anstrengungen einzelner AkteurInnen die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts und die herkömmliche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit hartnäckig reproduzieren. Dass Frauen etwa „besser gebildet und doch nicht gleich“ (Rabe-Kleberg 1990) sind, lässt sich demnach weniger durch eine Analyse von auf Sozialisationseffekten beruhenden Geschlechterdifferenzen erklären. Im Blick auf die anhaltende „Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen“ zieht Angelika Wetterer die Konsequenz:

„Die Frage nach der Geschlechterdifferenz als möglicher Ursache [...] tritt mehr und mehr in den Hintergrund und die Analyse des Geschlechterverhältnisses als einer hierarchischen Organisationsform sozialer Beziehungen gewinnt an Bedeutung. An die Stelle vornehmlich subjekttheoretisch orientierter Konzepte zur Analyse der Schwierigkeiten, mit denen Frauen in männlich dominierten Berufsbereichen konfrontiert sind, treten gesellschafts- und strukturtheoretisch orientierte Konzepte der Analyse sozialer Schließungs- und Ausgrenzungsprozesse“ (Wetterer 1993: 9f).

Mit dieser Verschiebung der Schwerpunkte hin zu strukturtheoretischen Ansätzen bekam gleichzeitig die Professionsforschung innerhalb der Geschlechterforschung großes Gewicht (vgl. Maihofer 2002: 14; Dausien 2002: 93f).

Ein zweiter zentraler Kritikpunkt an den Forschungen zu geschlechtsspezifischer Sozialisation war der Vorwurf der Reifizierung von Geschlecht. Unter dieser Überschrift wurde Kritik an Forschungsdesigns laut, die unhinterfragt die zweigeschlechtliche Ordnung zum Ausgangspunkt nehmen und damit reproduzieren. So zeigt Regine Gildemeister (1992), wie Beschreibungen eines „weiblichen Sozialcharakters“, auch wenn dieser als Ergebnis eines Vergesellschaftungsprozesses konzipiert wird, in der Kontrastierung von ‚weiblichen‘ und ‚männlichen‘ Eigenschaften und im Bemühen um eine Aufwertung der weiblichen eher wie eine Bestätigung der Differenz wirken. An den populären Untersuchungen über ‚Mütterlichkeit‘ von Nancy Chodorow (1985) und ‚weibliche Moral‘ von Carol Gilligan (1984) macht die Autorin deutlich, dass „in der Mehrzahl der Diagnosen [...] auch dort eine Übereinstimmung mit der traditionell konstatierten ‚Polarität‘ der Geschlechter [besteht], wo ihr Ziel deren Überwindung war“ (Gildemeister 1992: 225).

Carol Hagemann-White (1984) kommt in einer Sekundäranalyse empirischer Untersuchungen zu geschlechtsspezifischer Sozialisation (v.a. Maccoby/Jacklin 1974) zu dem Ergebnis, dass geschlechtsspezifische Differenzen im Sozialverhalten und in den kognitiven Fähigkeiten kaum nachweisbar und Unterschiede in größerem Ausmaß von anderen Variablen als dem Geschlecht abhängig sind. Dies bringt sie zu der Einschätzung, dass die eigenschaftspsychologische Auffassung von Geschlecht als ein Merkmal der Person die Forschung in eine Sackgasse geführt hat; geschlechtstypisches Verhalten ist vielmehr als etwas Situationsabhängiges zu begreifen. Hier greift Hagemann-White auf den ethnomethodologischen Ansatz von Kessler/McKenna (1978) zurück, mit dem Zweigeschlechtlichkeit als ein kulturelles System analysierbar wird. Die Unterstellung der Existenz von zwei – und nur zwei – voneinander unterscheidbaren Geschlechtern wird durch eine Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit aufrecht erhalten, der zufolge „die Geschlechtszugehörigkeit als *eindeutig, naturhaft und unveränderbar* verstanden“ wird (Hagemann-White 1988: 228; Herv. i. O.). ‚Männliche‘ und ‚weibliche‘ Eigenschaften werden Individuen je nach Geschlechtszugehörigkeit zugewiesen und nicht umgekehrt. Was Kinder sich im Laufe ihrer Sozialisation aneignen, sind damit nicht so sehr die ihrer Geschlechtszugehörigkeit entsprechenden Eigenschaften, sondern eben dieses kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit und seine Implikationen.

Mit Blick auf die Sozialisationsforschung moniert Hagemann-White folglich bereits 1988: „Der Fehler der Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation bestand darin, sich ebensowenig wie das Alltagsbewusstsein

von dem Schein der Natürlichkeit unserer Geschlechterverhältnisse lösen zu können“ (Hagemann-White 1988: 230). Das Ausgehen von einem binären Schema und die Fokussierung von Geschlechterunterschieden in der empirischen Forschung, so die Kritik, reproduziere und verlängere lediglich die herrschende „Alltagstheorie von Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1988: 228).

In der deutschsprachigen Diskussion kamen solche Argumente erst in den 1990er Jahren im Kontext der Diskussion um poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Ansätze, v.a. im Anschluss an Judith Butlers „Gender trouble“ (1990) und die generelle „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘“ (Feministische Studien 2/1993), wirkungsvoll zum Tragen.⁸ Die Einsicht in die Konstruiertheit von Geschlecht – je nach theoretischem Zugang als soziale, kulturelle, diskursive etc. Konstruiertheit gefasst – schlug sich in der Konsequenz in einer Reihe von Verschiebungen nieder, die mittlerweile häufig insgesamt als Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung gelabelt wird (vgl. Maihofer 2004). Zentral ist dafür der Versuch, in Theoriebildung und empirischer Forschung nicht länger von der Existenz zweier (und nur zweier) unterscheidbarer Geschlechter auszugehen, sondern die Frage zu stellen, „wie Geschlechter gemacht werden“ (Gildemeister/Wetterer 1992).

Mit dieser Frage und dem Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion hat sich seit den 1990er Jahren eine neue Leitperspektive in der Geschlechterforschung etabliert. Nicht mehr die Erfassung und Erklärung von Differenzen zwischen den Geschlechtern soll im Vordergrund stehen; vielmehr ist die zentrale Frage, wie sich ein kulturelles System beständig reproduziert, in dem Individuen nach einem binären Schema entlang der Kategorie Geschlecht voneinander unterschieden und aufeinander bezogen sind. Dabei kommt theoretischen und empirischen Ansätzen eine große Bedeutung zu, die Geschlecht als etwas analysierbar machen, das interaktiv hergestellt wird, also eher etwas, das man tut, als etwas, das man ist. Geschlecht ‚ereignet‘ sich in diesem Verständnis im Vollzug in konkreten (Interaktions-)Situationen, in denen bestehende Ordnungen aktualisiert werden, die gerade nicht an die Person gebunden sind. Diese Idee geht auf empirische Studien ethnomethodologischer Ausrichtung zurück, in denen Geschlecht als soziale Konstruktion konzeptualisiert wurde (Garfinkel 1967; Kessler/McKenna 1978; Goffman 1994). Auf dieser Grundla-

8 Noch 1992 hatten Gildemeister/Wetterer eine „Rezeptionssperre“ für derartige sozialkonstruktivistische Ansätze in empirischen Frauen- und Geschlechterforschung beklagt. Dass ihre Überwindung mit den Debatten um den Dekonstruktivismus v.a. Judith Butlers in Zusammenhang zu stehen scheint, ist eigentlich erstaunlich, da die jeweiligen theoretischen Referenzrahmen – Sozialkonstruktivismus und Ethnomethodologie einerseits, Poststrukturalismus andererseits – zunächst wenig gemeinsam haben (vgl. Kahlert 2000).

ge führten West/Zimmerman (1991) für die interaktive Herstellung von Geschlecht die mittlerweile gängige Bezeichnung ‚doing gender‘ ein.

Geschlecht somit als „soziale Praxis“ (Dausien 1998: 259) zu begreifen, eröffnete auch neue Perspektiven für empirische Geschlechterforschung und hat sich mittlerweile in vielen Feldern als produktiv erwiesen. Ein Beispiel ist die ethnomethodologische Kindheitsforschung. Hier finden sich Anätze, die nicht von einer überdauernden Zuordenbarkeit von Subjekten innerhalb eines binären Geschlechterschemas ausgehen und die Zuordnungen, die die ForscherInnen bei ihren Rekonstruktionen auf der Basis des empirischen Materials vornehmen, in die Reflexionsschleife einbeziehen, über die Erkenntnisproduktion von statten gehen soll. Vor diesem Hintergrund wurde v.a. von Georg Breidenstein und Helga Kelle das Konzept des ‚doing gender‘ mit Blick auf die Reifizierungsproblematik als ein Perspektivwechsel von der „Untersuchung der *Unterschiede* der Geschlechter“ zur „Frage nach der Praxis der *Unterscheidung* der Geschlechter“ (Breidenstein 1997: 337) neu ausbuchstabiert.⁹

Darauf, dass jedoch mit der Konzentration der Geschlechterforschung auf die Untersuchung von doing-gender-Prozessen auch spezifische Verkürzungen entstanden sind, macht Bettina Dausien aufmerksam. Am Beispiel der klassischen und häufig als Referenz für das Konzept des ‚doing gender‘ benutzten Studie von Harold Garfinkel (1967) über die Transsexuelle Agnes macht sie einige Aspekte deutlich, die in der Fokussierung auf alltägliche Interaktionen, in denen Geschlecht ‚hergestellt‘ wird, unterbelichtet bleiben. In Garfinkels Fallstudie ist von Situationen die Rede, in denen für Agnes das ‚Fehlen‘ eines Stücks ‚weiblicher‘ Biographie – nämlich die Zeit betreffend, in der sie noch als Mann gelebt hat – zum Problem wird. Dies tritt nicht nur dann ein, wenn sie Auskunft über diesen Abschnitt ihres Lebens geben soll. Auch die Bewältigung des Alltags setzt Erfahrungen voraus, die Agnes während ihres Lebens als Mann nicht gemacht hat. Garfinkel thematisiert in diesem Zusammenhang Biographie als eine Art „akkumulierte[n] Wissensvorrat, der in konkreten Situationen weitgehend unbemerkt einfließt und in der Regel eine ‚angemessene‘, d.h. nicht aus dem Rahmen der Geschlechterordnung fallende Interaktion ermöglicht“ (Dausien 1998: 264). Wenn Biographie damit vor allem „als

9 Die AutorInnen zeigen jedoch, dass sich auch mit einem solchen Zugang das Problem der Reifizierung von Geschlecht nicht einfach aushebeln lässt. In der Forschungspraxis wiederholt sich das Dilemma, dass, wer nach Geschlecht fragt, dieses gleichzeitig voraussetzt und damit als eine relevante Kategorie reproduziert. Selbst wenn nicht mehr nach dem ‚Was‘, sondern nach dem ‚Wie‘ gefragt wird, bleibt es am Forscher/an der Forscherin, zu entscheiden, wann und wo es um eine Unterscheidung nach Geschlecht geht und was Geschlecht dabei heißt – und dabei möglichst die eigenen Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ außen vor zu lassen (vgl. Breidenstein/Kelle 1998; Kelle 1999; 2001; zur weiteren Auseinandersetzung mit Möglichkeiten einer reifizierungssensiblen Forschung vgl. Thon 2006).

Stabilitätsfaktor des gesellschaftlichen Geschlechtersystems“ (ebd.) verstanden wird, drängt sich jedoch die Frage nach dem Verhältnis von individuellem Handeln in singulären Situationen einerseits und übergreifenden Strukturen andererseits auf. Es bleibt in Garfinkels Konzept offen, „wie sich konkrete situationsgebundene Interaktionspraktiken zu dauerhaften Strukturen verfestigen“ (Dausien 1999: 238) – oder auch wieder verändern.

In Garfinkels Analyse der interaktiven Herstellung von Geschlecht in Alltagssituationen wird also zwar irgendeine Art von zeitlicher, etwa biographischer ‚Tiefendimension‘ unterstellt, sie kann aber nicht systematisch einbezogen werden, da der zeitliche Horizont der untersuchten Situation selbst zu begrenzt ist. Auch die Logik der Alltagszeit, die eher eine zirkuläre ist, steht dem entgegen. Eine Stabilisierung von Geschlechterschemata könnte hier allenfalls als eine Aneinanderreihung von sich über die Lebenszeit hinweg summierenden einzelnen Alltagssituationen gedacht werden, in der sich bestimmte Schemata reproduzieren. Dabei drängt sich jedoch die Frage auf, wodurch und nach welcher Logik einzelne Interaktionssituationen miteinander verknüpft sind, und in welchem Verhältnis dann Reproduktion und Wandel von Geschlechterkonstruktionen gerade über längere Zeiträume stehen. Dies weist darauf hin, dass Geschlechterkonstruktionen offenbar eine komplexere Zeitstruktur haben als es in der einzelnen Interaktionssituation sichtbar werden kann.

Bettina Dausien betont deshalb die Notwendigkeit einer Einbeziehung weiterer Zeitebenen – der Geschichte als Zeit der Gesellschaft und der Lebensgeschichte als Zeit der Subjekte (vgl. Dausien 1998: 262) – in Analysen von Geschlechterkonstruktionen. Sie stellt jedoch fest:

„Während die Verfestigung sozialer Konstruktionsprozesse auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen und kultureller Muster in der Geschlechterforschung vielfältig thematisiert und mit Konzepten wie ‚Interaktionsordnung‘ (Goffman 1994): ‚Institution‘ (aktuell Lorber 1999) oder ‚kulturelles System der Zweigeschlechtlichkeit‘ (Hagemann-White 1984) begrifflich gefasst worden sind, ist die Frage, welche Strukturbildungen auf der Ebene der gesellschaftlichen Akteure stattfinden, als sozialwissenschaftlicher (und nicht allein psychologisierender) Topos vernachlässigt worden“ (Dausien 2002: 109f).

Dies mag der Preis dafür sein, dass sich die Geschlechterforschung mit der Distanzierung von herkömmlichen sozialisationstheoretischen Zugängen und durch die Einlösung des Konstruktionsgedankens mit der Favorisierung des doing-gender-Konzepts zum Teil ihres essentialisierenden und reifizierenden Duktus entledigen konnte. Mittlerweile, v.a. seit der von Andrea Maihofer initiierten Kontroverse (vgl. Erwägen Wissen Ethik 1/2002) sind jedoch wieder Plädoyers für eine Neuaufnahme von sozialisations- und subjekttheoretischen Fragestellungen unter veränderten Vorzeichen, z.B. im Sinne einer erneuten Aufmerksamkeit für Prozesse des „Ge-

schlecht-Werdens“, zu hören (Dausien 2002: 113; vgl. auch Bilden/Dausien (Hg.) 2006).

5.3.2 Geschlecht als biographische Konstruktion

In ihrer Auseinandersetzung mit den beschriebenen Entwicklungen in der Geschlechterforschung markiert Bettina Dausien vier Aspekte, die sie in der gegenwärtigen Diskussion vernachlässigt sieht. Neben den bereits erwähnten Fragen nach der „Zeitlichkeit“ von Geschlechterkonstruktionen und der „Strukturbildung“ sind dies die Aspekte „Aneignung und Konstruktion“ und „(Selbst-)Reflexivität“ (Dausien 2002: 95ff). Dausiens Ausführungen zu diesen beiden Punkten geben Antworten darauf, wie Subjekte von Geschlechterkonstruktionen nicht nur als Akteure in alltäglichen Interaktionen gedacht, sondern auch in ihrem ‚Gewordensein‘ in den Blick genommen werden können, ohne ihnen eine Essenz jenseits der sozialen Konstruiertheit zu unterstellen.¹⁰

Dausiens Überlegungen zum Aspekt von „Aneignung und Konstruktion“ hängen eng mit denen zum Aspekt der „Strukturbildung“ zusammen, insofern es auch hier um das zentrale Problem des Verhältnisses von Subjekt und Struktur geht. Im Konzept der Aneignung sieht die Autorin einen wesentlichen Gedanken sozialisationstheoretischer Ansätze, die von einer Herausbildung individueller Subjektivität in der aktiven Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt ausgehen. Dieser Gedanke ist auch für Theorien der Geschlechtersozialisation von zentraler Bedeutung, die sowohl die Naturgegebenheit von Geschlecht als auch einen bloßen Objektstatus von Individuen in Sozialisationsprozessen zurückweisen. Bei Hagemann-White (vgl. 1988: 234) wurde er in der Ablehnung eigenschaftspsychologischer Konzepte zu einer Aneignung des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit weiterentwickelt, in dem Geschlecht kein Merkmal der Person, sondern Produkt interaktiver Prozesse und von diesen nicht abzulösen ist. Das wirft jedoch die Frage nach dem Subjekt von Aneignungsprozessen auf. Wenn dieses nicht, wie in den in Misskredit geratenen Konzepten der Sozialisationsforschung, in einem eigenschaftspsychologischen und tendenziell re-essentialisierenden Sinn verstanden werden soll und sich deshalb die Forschung auf die Beobachtung sozialer Akteure beschränkt, in der nur die Handlungen von Individuen von Interesse sind, so bleibt, wie auch Maihofer (vgl. 2002: 15) kritisiert, die Frage nach dem aneignenden Subjekt ausgespart. Die Fähigkeit der sozialen Akteure, in sozialen Situationen kompetent Geschlechterordnungen zu reproduzieren

10 Hier ist anzumerken, dass es alltagstheoretisch auch ein essentialisierendes Verständnis von biographischem Gewordensein gibt, etwa nach dem Motto: ‚Man ist so, wie man ist, weil man so geworden ist, und dabei bleibt es‘. Im Folgenden geht es jedoch um ein Gewordensein, das die Offenheit für weiteres ‚Werden‘, in dem Bisheriges auch revidiert werden kann, einschließt.

oder zu modifizieren, muss dabei vorausgesetzt werden, ohne auf das Zustandekommen dieser Fähigkeit eingehen zu können. Dabei wird, wie Dausien (vgl. 2002: 98f) anmerkt, ausgeblendet, dass Subjekte nicht nur handeln, sondern auch Eindrücke aufnehmen und verarbeiten. Es geht also darum, ein Subjekt zu denken, dessen „Handlungsmächtigkeit in einer der je konkreten Situation vorgängigen und von Erfahrungen eigensinnig disponierten Fähigkeit der Stellungnahme gründet“ (Dausien 2002: 99).

Ein entsprechendes Modell formuliert Dausien unter Rückgriff auf das Konzept einer biographischen Erfahrungsaufschichtung, das bereits in der Auseinandersetzung mit der Kritik Nassehis an der Biographieforschung als integraler Gedanke eines konstruktivistischen Verständnisses von Biographie eingeführt wurde.¹¹ Im Konzept der Erfahrungsaufschichtung wird ein Zusammenhang zwischen dem Handeln von Individuen in aktuellen Interaktionssituationen und ihnen vorausgehenden Erfahrungen hergestellt, wodurch singuläre Situationen nicht nur eine zeitliche Tiefendimension erhalten, sondern auch eine Reflexivität des Handelns mitgedacht werden kann. Damit sind an dieser Stelle zwei weitere der von Dausien eingeklagten Aspekte von Geschlechterkonstruktionen integrierbar.

Was das Verständnis eines (selbst-)reflexiven biographischen Subjekts für die Frage nach Geschlechterkonstruktionen konkreter bedeutet, lässt sich in einem ersten Schritt bereits auf der Ebene autobiographischer Erzählungen verdeutlichen. Wenn Subjekte sich zu sich selbst ins Verhältnis setzen, indem sie sich oder anderen darüber Auskunft geben, wie sie ‚so geworden sind‘, so ist auch Geschlecht implizit oder explizit Thema. Eine Lebensgeschichte kann in einer zweigeschlechtlich organisierten Kultur nur als die eines Mannes oder die einer Frau erzählt werden. Auch wenn passagenweise keine Eindeutigkeit hergestellt wird, ist für die Einordnung von Erfahrungen in einen biographischen Gesamtzusammenhang die Dimension Geschlecht von Bedeutung (vgl. Thon 2006). Biographien sind also, um erneut eine Formulierung von Bettina Dausien aufzugreifen, geschlechtsgebunden. Diese Geschlechtsgebundenheit wird jedoch vom biographischen Subjekt in der beschriebenen reflexiven Weise konstruiert. Erfahrungen erhalten ihre Bedeutung in Verbindung mit der Dimension Geschlecht und organisieren wiederum weitere Erfahrungen. Dabei kann es zu Verschiebungen kommen, an denen deutlich wird, dass biographische Konstruktionen nicht in einer Reproduktion des Vorgefundenen aufgehen.

11 Ebenso wie Nassehi die Analyse biographischer Kommunikation von der Frage nach dem Lebensverlauf und dessen Einfluss auf die Konstruktion einer biographischen Erzählung abkoppelt, fragt eine Geschlechterforschung, die sich für die Herstellung von Geschlecht in Interaktionssituationen interessiert, nicht nach dem diesen Situationen vorausliegenden Zustandekommen subjektiver Strukturen, die eine Voraussetzung für die aktuelle Interaktion darstellen. Um nun eine Brücke zwischen dem jeweils Unverbundenen herzustellen, argumentiert Dausien in beiden Fällen mit einem Konzept, das es erlaubt, Handeln und Erfahrung zusammen zu denken.

Auch was vielleicht zunächst sehr ‚geschlechtstypisch‘ wirkt und – wie etwa viele Geschichten über Berufswahl oder familiäre Zuständigkeitsbereiche – vor allem auf die Reproduktion bestehender Verhältnisse hinauszulaufen scheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als komplexer und eher an bestimmte Kontexte und deren Geschlechterlogiken gebunden als an die individuelle ‚Weiblichkeit‘ oder ‚Männlichkeit‘ der Biographieträgerin bzw. des Biographieträgers.¹² Gleichzeitig wird die Möglichkeit einer reflexiven Distanzierung der Subjekte von ihren Erfahrungen denkbar, die die Absicht einschließen kann, ‚etwas anders zu machen‘ (was in dem hier zugrundegelegten Handlungsmodell ebenfalls als eine diffus-teleologische Orientierung zu verstehen ist).

Ein biographischer Ansatz erlaubt es also, Geschlechterkonstruktionen in einem Maße als (selbst-)reflexive Konstruktionen zu analysieren, wie es in Ansätzen, die lediglich die Interaktion zwischen Individuen in den Blick nehmen, nicht möglich ist. Zugleich lässt sich nicht nur eine abstrakte institutionalisierte Geschlechterordnung ‚im Rücken der Subjekte‘ für die Reproduktion bestehender Schemata verantwortlich machen, sondern es können mit der Frage nach individuellen biographischen Erfahrungsaufschichtungen Aneignungs- und Konstruktionsprozesse in den Blick genommen werden. Die biographische Arbeit, in der Erfahrungen gemacht, eingeordnet, umorganisiert und modifiziert werden, umfasst auch die aktive Aneignung und (Re-)Produktion von Bedeutungszuweisungen an die Kategorie Geschlecht. Derartige Prozesse müssen sowohl in der biographischen Kommunikation (auf die Nassehi die Form der Biographie reduziert) als auch in der konkreten Interaktionssituation, in der Geschlechterschemata aktualisiert werden, vorausgesetzt werden. Sie können über einen biographischen Zugang, wie er in der Auseinandersetzung mit der Position Nassehis skizziert wurde, auch zugänglich gemacht werden, wenn mit Schütze (1984; vgl. 5.2.2) von einer Korrespondenz zwischen dem Modus der Erfahrungsrekapitulation und dem Modus des Erfahrung-Machens und -Aufschichtens ausgegangen wird.

Vor dem Hintergrund eines solchen Subjektverständnisses und unter Rückgriff auf das in 5.2 erläuterte Biographiekonzept kann nun auch die von Dausien aufgeworfene Frage nach Strukturbildung bzw. die Frage nach dem Verhältnis von Subjekt und Struktur erneut aufgenommen werden. Dabei kann auf das in der Auseinandersetzung mit Bourdieu erläuterte Konzept der Biographizität zurückgegriffen werden. Sowohl bei Bourdieu als auch in der auf Interaktionen bezogenen Geschlechterforschung stehen soziale Konstruktionen oder Tatbestände als etwas im Vordergrund, das der Reproduktion sozialer Strukturen geschuldet ist. Bei Bourdieu (1990: 80) sind es die „Laufbahnen im sozialen Raum“, in der Erforschung von doing-gender-Prozessen sind es institutionalisierte Geschlechterordnungen. In beiden Fällen wird die soziale Konstruiertheit des Gegenstands

12 Vgl. dazu ausführlicher Thon 2006.

sichtbar, gleichzeitig verschwinden sozusagen die Subjekte und deren Konstruktionsaktivitäten, um nicht die „biographische Illusion“ (Bourdieu 1990) oder ein essentialistisches Verständnis von Geschlecht zu verlängern. Wie in der Auseinandersetzung mit Bourdieu der Gedanke der sozialen Konstruktion von Biographie mit dem der Biographizität des Sozialen ergänzt werden konnte, kann jedoch auch hinsichtlich der Strukturbildungsfrage in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen argumentiert werden. Biographien sind insofern geschlechtsgebunden, als Geschlecht zu denjenigen Kategorien gehört, die die soziale Welt strukturieren, in der sich Subjekte biographisch konstruieren. Im Sinne der Biographizität des Sozialen werden damit auch Geschlechterordnungen durch die konstruktiven Leistungen der Subjekte reproduziert und verändert. Geschlecht ist insofern gleichzeitig ein generatives Prinzip der Hervorbringung von Biographien und eine biographische Konstruktion (vgl. Dausien 1998; 2002: 207ff).

Dieser Gedanke ermöglicht es nun – um wieder auf das Problem einer nicht-reifizierenden Geschlechterforschung und einer Wiederaufnahme subjekttheoretischer Fragen zurückzukommen – Geschlecht nicht nur als soziale Ordnung zu verstehen, die von den AkteurInnen reproduziert wird, sondern als eine Konstruktion reflexiv handelnder Subjekte. Diese werden in ihrem Werden über ihre Lebenszeit hinweg als Subjekte in den Blick genommen, die „im Spannungsfeld von Struktur und Handeln“ (Dausien 1998: 265) ihre eigene Geschichte ‚schreiben‘. Das ‚Männliche‘ oder ‚Weibliche‘ dieser Geschichten haftet nicht den Subjekten in Form eines Merkmals an, sondern ist ein flexibles, dynamisches und kontextbezogenes Produkt von in ihrer Zeitstruktur komplexen Prozessen, die dadurch zugleich in einem bestimmten Sinn weiter vorangetrieben werden. Geschlecht kann damit also als Prozesskategorie gefasst werden, was einer Reifizierung ebenso entgegensteht wie ein Blick auf Subjekte, die v.a. als biographische Subjekte verstanden werden. Diese Vorstellung kann dabei helfen, das Konstrukt Geschlecht als etwas (wenn auch Zäh-)Flüssiges zu beschreiben und dabei auf möglichst reifizierungssensible Weise mit den Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu operieren.

Die komplexe Zeitstruktur von Geschlechterkonstruktionen, die über das Konzept der biographischen Konstruktion von Geschlecht in das Verständnis der Kategorie Geschlecht eingeführt wurde und diese Kategorie in einem ent-essentialisierend und reifizierungssensiblen Sinne prozessualisiert, kann unter einer intergenerationalen Perspektive noch erweitert werden: Die biographische Tiefendimension von Geschlechterkonstruktionen bzw. der interaktiven Herstellung von Geschlecht kann mehr umfassen als die einzelnen Biographien der Beteiligten; in ihnen sind gleichzeitig intergenerationale Tradierungs- und Transformationsprozesse präsent. Darin wird noch einmal deutlich, dass Geschlechterkonstruktionen immer gleichzeitig individuell und kollektiv sind.